fangs war der Film in Händen von Spekulanten, die nur Kapital daraus schlagen wollten und sein Ruf war nicht gut. Jetzt ist er in den Händen tüchtiger Männer und Künstler und ist bedeutend besser als sein Ruf. Wir Schweden sind interessiert und tüchtig gewesen, wenn es den Film galt. Der schwedische Film ist auf einer soliden Technik aufgebaut, er zeugt von Geschmack, aber wir haben auch Stöckström mit seinem künstlerischen Ehrgeiz. Die dänische Filia hat mit wenigen Ausnahmen den Anstrich von Humbug. Er geht auch, technisch gesehen, weit zurück, und er hat sich noch nicht von der Bühne freigemacht. Der norwegische Film hat erst jetzt einige Schritte auf dem richtigen Wege gemacht, und zwar mit Lykke-Seests „Geschichte eines Knaben". Die Deutschen sind im allgemeinen ungeschickt gewesen. Von all den deutschen Films, die zu uns herübergekommen sind, ist nur mit fünf bis sechs etwas los gewesen; einige Erna-Morena-Films und ein paar satirische Kulturbilder mit Jobbern als Hauptpersonen. (Dieses Urteil erscheint denn doch gar zu einseitig. Red.) Die französischen Films tragen das Zeugnis der Kultur. Sie waren ungewöhnlich schön und fein, auf einer guten Idee aufgebaut, ausgezeichnet inszeniert und gespielt. Und die Italiener sind Sozialisten in aller Art Raffinement: schöne Frauen, schöne Landschaften und schmerzliche Stimmungen. Als Romanen auf altem Kulturboden haben sie guten Geschmack, und sie können sich viel erlauben, was auf der anderen Seite der Alpen oder westlich vom Atlantischen Ozean nicht möglich wäre. Den englischen Films ist es eigentlich nie gelungen, sich geltend zu machen. Gewiß haben sie eine Anzahl guter, aber doch nur vereinzelter Sachen geleistet, die gewöhnlich in der englischen Sentimentalität untergetaucht sind. Aber dann kommen die Herren des Films — die Amerikaner. In Amerika hat man bereits von den ersten, schwankenden Schritten des Films an auf ihn als auf eine neue, besondere Kunstart gebaut, um ihn technisch zu vollenden. Die Amerikaner haben ihren Wirklichkeitssinn eingesetzt und das Programm aufgestellt; mit einem Wort: Realismus. Der amerikanische Film ist kräftig, er verwendet im Ueberfluß Schlägereien und wirft mit dem Revolver um sich. Aber kann man es den Amerikanern verdenken, wenn sie den prachtvollen Filmstoff verwenden, den sie haben? Das Leben der neuen Ansiedler, die Goldgräber, die Indianerkämpfe, Alaska und noch viel mehr — da müßte man übermenschliche Entsagung besitzen, um einen solchen Stoff liegen zu lassen. Aber sie haben auch einen Realismus geschaffen, der höheren Wert hat. Sie haben uns das Alltagsleben sehen lassen, wie es ist, sie haben es mit Wahrheit und Humor geschildert, und sie haben den Wert der kleineren Dinge entdeckt. Dieser Realismus ist die größte Habe des Films, und dafür können wir den Amerikanern danken. Die Amerikaner werden es sein, die den Film vorwärts bringen (sie sind ja bereits ein gutes Stück Weges vorwärts gekommen), aus dem Grunde, weil in Amerika so viele taugliche und tüchtige Leute zum Film gehen.

Die Bewegung der Gletscher. Den ersten Eindruck, den ein Gletscher auf uns macht, ist der eines fließenden Stromes. Die scheinbar starre Eismasse ist auch tatsächlich in ständiger Bewegung begriffen, was der Umstand beweist, daß auf einem Gletscher liegende Felsmassen, welche man bezeichnet, schon nach wenigen Tagen nicht mehr genau an derselben Stelle liegen und im Verlaufe eines Jahres oft um viele Meter weiter talabwärts rücken, ja schließlich nach einer Reihe von Jahren am Ende des Gletschers gefunden werden. Ist nun auch dieses Fließen ähnlich einer zähflüssigen Masse nur ein verzältnismäßig langsames, das der flüchtige Beobachter kaum oder nicht beobachtet, so ist es doch vorhanden. Die Schnelligkeit der talabwärts gerichteten Bewegung ist sehr verschieden. Großer Nachschub aus dem Firnfelde und damit wachsende Dicke des Eisstromes, größere Neigung des Bodens, größere Wärme bei Tag und im Sommer, Durchtränkung des Bodens mit Schmelzwasser wirken beschleunigend, der Mangel dieser Bedingungen verlangsamend auf die Gletscherbewegung. Ferner ist die Bewegung ein und desselben Gletschers verschieden. Im Oberlaufe ist dieselbe schneller, als im Unterlaufe und ganz ähnlich einem Fluß, in der Mitte schneller als an den Rändern und in den oberen Schichten schneller als in den unteren. An toten Punkten kann Stillstand, ja selbst ein lokales Aufwärtsbewegen eintreten. Ueber die Gletscherbewegung sind wir besonders durch Gletschervermessungen in den Alpen gut unterrichtet. In der Schweiz wird seit 1874 an der Vermessung des Rhone-Gletschers gearbeitet, in den Ostalpen werden seit 1882 zahlreiche Gletscher tachygraphisch aufgenommen. Eine ungewöhnliche Geschwindigkeit ist bei den Gletschern in Grönland festgestellt worden, wo sie täglich 6 bis 22 Meter beträgt.

Die belgische Zunge". Die Zunge ist von den alten Aerzten als „Spiegel der Verdauungsorgane" bezeichnet worden. Auch heute gilt eine „belegte Zunge" und der fade, fäulerliche Geschmack, der eine Begleiterscheinung jener Veränderung der Zungenoberfläche ist, als ein Anzeichen einer Magenverstimmung. Dr. L. Kast hat in der Wiener Klinischen Wochenschrift eine Erklärung für das Auftreten eines Zungenbelags bei Verdauungsstörungen zu geben versucht. Durch Versuche an Tieren und Menschen zeigte er, daß leichte Körper, die an der Wand der Speiseröhre haften, durch die rhythmischen, von der Atembewegung verursachten Druckschwankungen im Brustkorb, ferner durch die Pulsation des Herzens und die Bewegungen des Zwerchfells auf- und abwärts bewegt werden können. Die aufsteigende Strömung längs der Speiseröhrenwand stellt demnach eine direkte Beziehung zwischen dem Mageninhalt und der Mundhöhle her. Wenn sie die Zunge erreicht, so können unter bestimmten Bedingungen die von ihr mitgeführten Teilchen der verdauten Nahrung, weiße Blutkörperchen usw. die Oberfläche der Zunge trüben oder eine Trübung veranlassen. Da die Zunge eine rauhe Oberfläche hat, werden diese Stoffe leicht festgehalten und es entwickelt sich dann jener für Störungen der Verdauungsfunktion charakteristische Geschmack. Der vom Magen rückläufige Flüssigkeitsstrom ist auch unter normalen Verhältnissen vorhanden, aber wenn Zungenbelag auftritt, so muß man auf einen vermehrten Transport von Substanzen, deren Vorhandensein zum Teil abnorm sein kann, schließen. Phönies wies nach, daß bei Gärung des Mageninhalts in mehr als 90 v. H. der Fälle ein Belag auftrat.

Wie man sich den Schnupfen holt. Der kluge Mann baut vor. Nach diesem Grundsatz hat ein Engländer, um sich vor Erkältungen zu schützen, eine Statistik darüber aufgenommen, wann wo und wie oft er sich dieses Leiden zugezogen hat und wie er es jedesmal kuriert hat. Ein Tagebuch, dessen Notizen seine Erkältungen während der letzten zehn Jahre enthielten, zählt nicht weniger als 103 auf, die er folgendermaßen einteilt: 16 schwere, 30 mittelmäßige, 57 leichte. Er betont zunächst, daß in keinem Falle kalte Füße, feuchte Kleider und Kälte während der Nacht den Schnupfen verursacht haben, und gliedert dann die Gelegenheiten, bei denen er nach seiner Meinung jedesmal den Keim empfangen hat, so: im Theater 5, in der Kirche 6, durch Ansteckung von erkälteten Freunden 8, von Hunden und Katzen 9, von Hausangehörigen 10, an der Arbeitsstätte 15, in der Bahn, im Omnibus und der Elektrischen 22, von Zugluft oder Staub auf der Straße 28.

Literatur.

Michelis, Studienrat Prof. Dr. Heinrich, „Staat, Kirche und Schule". Kulturgeschichtliche Betrachtungen zu den Forderungen des Tages. Verlag „Gesellschaft und Erziehung", G. m. b. H., Berlin 1919. Heinrich Michelis, ein bekannter Königsberger Monist und Vorkämpfer der freigeistigen Bewegung, erhebt in dieser ausgezeichneten kleinen Broschüre erneut die alten Kulturforderungen: Trennung von Staat und Kirche, von Kirche und Schule und vollständige Gewissensfreiheit, in erster Linie in allen religiösen Fragen. Er zeigt eindringlich, daß sich unsere trostlosen kulturellen Zustände solange nicht ändern können, wie wir die Kinder und die Menschen nicht im freien Geiste erziehen und begründet diese Forderungen mit ausgezeichnetem Material und mit statistischen Zahlen. Der Inhalt der kleinen Schrift sollte keinem freiheitlich denkenden Menschen unbekannt bleiben.

Julius Bab: Produzentenanarchie — Sozialismus — und Theater. Berlin W. 15. Oesterheld & Co. Verlag. Die Debatte über Berechtigung und voraussichtliche Konsequenz der jetzt vielfach erstrebten Anwendung des Systems der sozialen Betriebsräte auf das Theater hat leidenschaftliche Formen angenommen. Die ganze Zukunft dieses den Deutschen von jeher besonders wichtigen Instituts der Volksbildung scheint hier auf dem Spiel zu stehen; zugleich wird aber das allgemeine Problem aller gegenwärtigen Gesellschaftskämpfe: Die Frage, was denn eigentlich das Wesen der Sozialisierung sei, an diesem Punkte brennend hell beleuchtet. Der bekannte Berliner Dramaturg — auch als langjähriges Mitglied der Volksbühnenleitung ein Sachverständiger ersten Ranges in dieser Frage — rollt nun in seiner Streitschrift die speziellsten wie die allgemeinsten Seiten des Problems auf; er zeigt, wie diese Schauspielerherrschaft das Theater ruinieren müsse — wie Arbeitnehmeranarchie aber überhaupt das Gegenteil von Sozialismus sei.

Der Bayernkönig Ludwig II. Von Anton Memminger. Verlag von Gebrüder Memminger, G. m. b. H. in Würzburg. 2. Auflage. In dieser Zeit, da Königsthrone wie Kartenhäuser zusammenstürzen, möchte es überflüssig erscheinen, ein Buch über einen König von Bayern erscheinen zu lassen. Aber trotzdem ist es zeitgemäß. Denn es beleuchtet das abgehauste und abgestandene Regiment in einer Weise, die vollständig der bisher üblich gewesenen Darstellungsart widerspricht.

Ueber die Behandlung verwundeter und kranker deutscher Gefangener in Frankreich. Von Dr. jur. et med. M. H. Göring. Verlag Gebrüder Reichel, Augsburg 1919. (Zum Besten des Volksbundes zum Schutze der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen.) Wenn man die Literatur durchblättert, die Leiden unserer Kriegsgefangenen in Frankreich behandelt, überkommt einen immer wieder kaltes Grauen vor dem Abgrund bestialischer Roheit, die das hervorstechende Merkmal dieses Volkes ist, das sich eine Kulturnation zu nennen wagt. Auf den materiellen Inhalt der Schrift Dr. Görings näher einzugehen, erübrigt sich, da man allgemein annehmen kann, daß es kaum mehr der Beispiele bedürfe, um zu zeigen, welches entsetzliche Los unseren Kriegsgefangenen von den Franzosen bereitet wurde.

Preußisches Volksschularchiv. 18. Jahrgang. Die Zeitschrift sollte jeder an den Kultur- und Schulfragen unserer Zeit Interessierte lesen. Sie bringt Artikel unserer hervorragendsten Politiker und anderer bekannter Namen, die Anschauung und Anregung bieten. Sie erscheint im Franz Wahlen-Verlag, Berlin W.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 6 Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 46 Mittwoch, den 6. August 1919

Die Brillanten der Frau v. Orenstein.

Roman von Viktor Helling.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nein, um Gotteswillen nicht!" rief Frau von Orenstein. „Das hieße Sparsamkeit am falschen Fleck. Und, lieber Mann, Sie meinen wirklich, daß es sich um einen Hochstapler handelt?"

„Fraglos. Wenn es sich nur um eine Vertauschung handelte, hätten wir jetzt schon Nachricht."

„Und Sie behaupten auch," setzte sie hinzu, als ihr Vetter Egbert gerade dabei stand, „Sie meinen also bestimmt, daß es sich nur um einen Berliner handeln kann?"

„Sicherlich, gnädige Frau!"

Frau Gabriele hatte die Kraft, ihrem Vetter einen triumphierenden Blick zuzuwerfen.

„Und wenn es kein geborener Berliner ist, so macht der Mann dort seine jeweiligen Geschäfte. In Berlin bringt er die geraubten Sachen am besten an."

Nachdem der Oberstleutnant noch eingehend mit dem Beamten alles beredet und auch die Aussetzung einer Belohnung für die Wiederherbeischaffung der Brillanten bestimmt hatte, entschlossen sich Orensteins, selbst sofort nach der deutschen Reichshauptstadt aufzubrechen. So wurde ein zweites Mal an diesem Tage Abschied genommen, aber ein leiser Mißton blieb. Der Hoteldirektor äußerte auf, als Orensteins abfuhren. Ihm war die Sache naturgemäß äußerst peinlich gewesen.

Eine halbe Stunde später trug der Zug den Oberstleutnant und seine Gattin nordwärts. Es war eine grausame Fahrt. Der Verlust hatte die kleine Frau ganz und gar niedergeschmettert. „Brillanten? Brillanten kann man kaufen. Aber man kann keine Brillanten aus dem Trousseau einer Aurora von Königsmarck für Geld kaufen. Und das ist es, was den Verlust so unsagbar schwer macht!"

Der Gatte versuchte, sie so gut wie möglich zu trösten und sagte, daß es ja ganz undenkbar sei, daß ein Spitzbube den Schmuck an den Mann bringe, dazu seien die Sicherheitsorgane jetzt bereits zu gut informiert. Aber so recht glaubte er selbst nicht an das, was er sagte. Im stillen hatte er immer noch die Hoffnung, daß ein blinder Zufall gewaltet und lediglich eine Vertauschung das Ungemach heraufbeschworen hatte.

„Das erste, wenn wir den Schmuck wiederhaben," sagte Frau Gabriele, „ist es, daß wir ihn versichern."

„Ja, das heißt — die Nürnberger hängen keinen —"

„Ach, Flodoard, wer hat uns auch nur auf die unglückselige Idee gebracht, nach diesem gräßlichen St. Moritz zu reisen! Aber deine Gesundheit verlangte es leider."

Er schwieg, und das war auch gewiß das Beste, was er tun konnte.

„Und dann", fuhr sie fort, „dieser Aerger mit Egbert! Du hast wohl gar nicht gehört, daß der Mann etwas sagte von einem Unding von Schmuck? Unerhört — bei aller verwandschaftlichen Zuneigung und Hochschätzung. Der Mensch wollte mir gleichsam Vorschriften machen, was ich auf die Reise mitnehmen sollte und was nicht. Deske tut einem ja wirklich leid, daß sie in den Händen dieses Barbaren lebt. Meine ganze Familie wollte nichts von Egbert wissen, nur ich habe ihm stets die Stange gehalten, obwohl ich mich besinne, daß schon mein seliger Vater von Egberts Geiz und Egoismus sprach."

„Du bist sehr erregt, liebe Gabriele —"

„Kein Wunder, ich begreife deine Ruhe nicht, ich empfinde sie als lieblos"

„Du solltest dich etwas hinlegen, meine Teure —"

„Niemals!" sagte sie bestimmt. „So lange nicht die Brillanten wieder in meinen Händen sind, kann ich kein Auge schließen."

Hinter der Station Ragaz aber bemerkte Flodoard von Orenstein, daß seine kleine Frau doch etwas in den Polstern zurückgesunken war. Die Aufregung hatte sie mehr mitgenommen, als sie wohl selbst geglaubt hatte. Sie hinzelte ein parmal ins Licht, und der Oberstleutnant zog leise den Vorhang vor. Als er dann wieder hinübersah, entdeckte er, einen leicht geöffneten Mund, und als der Zug hielt, hörte er ein regelmäßiges Schnarchen, das ihm überaus bekannt vorkam. Und die kleine Frau schnarchte auch ruhig und sanft weiter, als sich der Zug unter dem Pfeifen seiner Lokomotive wieder in Bewegung setzte.

In St. Moritz aber saß Deska bei ihrem alten Oheim.

„Was wird heute mit dem Bobsleigh?" hatte er gefragt.

„Ich mag nicht —"

„Was wird da der liebenswürdige Mister Eyre aus Sevenoaks sagen?"

„Das ist mir gleichgültig. Vielleicht ist er abgereist. Und außerdem hat mich die Geschichte mit Tante Gabi verstimmt, Du —"

„Ich? Ja, ja, mein Nackerchen — ich habe mal aus meinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Aber mir lief der Mund eben über — bei diesem Gejammer um den fatalen Schmuck."

Tantes Schmerz war doch zu verstehen. Dieser Schmuck hat doch nun einmal seine Geschichte."

„Seine Geschichte! Und ob er die hat! Ja, das war's ja eben, was mir so contra coeur ging. Aber laß jetzt sein, ich werde dir, wenn es sein muß, ein andermal die Geschichte erzählen. Vorderhand wünsche ich der guten Gabriele, daß sie wieder in den unschätzbaren Besitz ihrer Kleinodien kommt. Na den Mumpitz, den der Detektiv gesagt hat, glaube ich nun und nimmer. Hochstapler verstehen ihr Handwerk besser."

Er hüstelte und stand, am Stock gestützt, auf. Deska schüttelte leise den Kopf. Sie verstand, wie so oft in letzter Zeit, den Onkel nicht.

XII.

Egon von Höchst hatte einen Platz im Schlafwagen gefunden. Der Zug, der ihn von München nach Berlin führen sollte, war nicht stark besetzt. Jetzt war der Nachtzug noch nicht mit denen überfüllt, die in den Norden zurückkehrten. Im Gegenteil, jetzt fing die Wintersaison an den herrlichen Orten der Hochalpen erst richtig an. Wochen würden noch vergehen, ehe die Glücklichen, die da droben an den Winterplätzen verweilten, an die Heimkehr zu denken brauchten.

Ein feuchter Nebel quoll aus der Ebene auf. München mit seinen Vorstädten lag schon hinter dem eilenden Zuge, der Egon in die späte Nacht hinaustrug. Egon stand noch auf dem Seitengange und rauchte seine Zigarette. Dann nahm er das Münchner Abendblatt, das er eben auf dem Bahnhof gekauft hatte, und warf einen Blick hinein. Er hatte die politischen Nachrichten überflogen, den lokalen Münchner Teil überflog er ganz. Nun wollte er sehen, was aus „Norddeutschland" gemeldet wurde. Auch hier fand sein Auge nichts, was ihn sonderlich hätte fesseln können und, mit Mühe ein Gähnen unterdrückend, wollte er schon die Schiebetür zu seiner Schlafkabine aufziehen, als sein Auge stutzte. Er hatte den Namen Orenstein gelesen.

Und nun durchlog er die Notiz, die ein Berliner Telegraphenbureau meldete, etwas genauer. Sie enthielt die Nachricht, daß einer Freifrau von Orenstein bei ihrer Abreise von St. Moritz ein Brillantenschmuck gestohlen worden sei, dessen Wert auf hunderttausend Mark angegeben werde. Die Depesche schloß mit dem üblichen Vermerk: „Vom Täter fehlt noch jede Spur."

Egon Höchst war bestürzt. An ein Mißverständnis war nicht zu denken. Der Name Orenstein war nicht häufig, und der Zusatz „St. Moritz" schloß jeden Zweifel aus. Ja, sogar den Brillantenschmuck, der also nun in den Händen eines Diebes war, kannte er nur allzu genau. Er hatte ihm geleuchtet an dem ersten Abend, der ihn in Preußisch-Frauenstein in die Gesellschaft geführt hatte. Und ebenso erinnerte er sich lebhaft des andern Abends, den er als frischgebackener Regimentsadjutant im Hause seines Kommandeurs erlebt hatte, und wo ihm die geborene Gräfin Königsmarck die Geschichte dieses wunderbaren Erbschmuckes erzählt hatte. Das war derselbe Schmuck, von dem auch seine geliebte Deska früher gesprochen hatte, der Schmuck, an dem, wie Deska gesagt hatte, Tränen hingen. Und dieser Schmuck — er sah ihn jetzt genau vor sich, die hellfunkelnden Steine in der aparten antiken Dukatengoldfassung! — der war der armen Frau Oberstleutnant gestohlen worden!

Er beklagte im stillen das Mißgeschick von Herzen, und mit einem Male stieg auch das Bild vor ihm auf: Orensteins im eiligen Gespräch mit dem Stationsvorsteher in Pontresina. Nicht um einen Abstecher, den das Ehepaar noch machen wollte, hatte es sich dabei gehandelt, sondern sicher einzig und allein um diesen unerhörten Diebstahl. Ja, das mußte ein harter Schlag sein, den er den braven Orensteins gern erspart hätte. Und Deska würde auch unglücklich sein. Und er konnte nicht helfen.

Das Zeitungsblatt lag längst am Boden; aber das, was er gelesen hatte, ließ ihn noch lange Zeit, während der Schnellzug durch die Nacht stampfte, keine Ruhe finden. Ja, selbst in den unruhigen, von des Wagens Rütteln und Stößen unterbrochenen Kupeeschlummer hinein verfolgte ihn das Bild der ärmsten Frau von Orenstein, und er sah sie vor sich, wie sie beweglich auf Polizisten und Beamte einsprach und von den Brillanten erzählte. Und jedesmal bemühte sie dabei die selige Aurora von Königsmarck aus dem Grabe heraus.

Die matte Wintermorgensonne lugte schon durch den Spalt der heruntergelassenen Jalousie als Egon [illegible]

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190806026/fragment/page=0001

Nun war er schon in der Leipziger Ebene. Pyramidenpappeln und Windmühlen und vereinzelte Kirchturmspitzen traten aus dem Nebel hervor. Der Schlafwagendiener kam und brachte den Kaffee. Egon machte, so gut wie möglich, Toilette. Und dann bekam er seine Morgenzeitung. Sein suchender Blick fand auch in ihr sofort die Bestätigung der Nachricht von dem Juwelenraub. Nur, daß hier der Zusatz gemacht war: „Täterschaft Vernehmen nach führen die Spuren der Täter nach Berlin."

Er erwog sofort die Möglichkeit, daß er dann in Berlin mit seinem Kommandeur zusammentreffen könnte. Das Kursbuch mußte Aufschluß geben, welcher Zug ihn von der Reichshauptstadt aus nach Preußisch-Frauenstein weiterführen würde. Er nahm den einen Koffer aus dem Netz und suchte. Aber das Reichskursbuch, das er sich auf der Herfahrt in Berlin gekauft hatte, war nicht darin. Sollte er's im andern Koffer haben? Das Einpacken war ja so in der Eile gegangen.

Er hob den andern Koffer herunter und stutzte. Wie schwer der war! Zum Donnerwetter, das konnte doch nicht sein Koffer sein!

Mechanisch drückte er am Schloß. Es war dieselbe Vorrichtung, fast genau derselbe Bügel wie an seinem eigenen Koffer — aber, da: ein kleines, silbernes Schild! Er wußte genau, daß sein Koffer nie solch ein Schildchen besessen hatten. Und auf dem Schild stand unter einer Grafenkrone: „G. W."

Er wußte nicht, war er mehr erschrocken oder mehr ärgerlich darüber, daß ihm die Handtasche vertauscht war, denn nur um eine Vertauschung konnte es sich handeln, dafür sprach die Inschrift „St. Moritz" unter dem Hotelnamen, die auf den Koffer geklebt war. Und im Nu durchzuckte es ihn schmerzlich — kein Zweifel — er Unglücksmensch hatte den Koffer der Frau Oberstleutnant von Orenstein!

Auf dem Bahnhof in St. Moritz hatte er ihn vertauscht, als er so schnell sein Gepäck von dem Hotelwagen, in dem Orensteins saßen, heruntergeholt hatte! Der Name des Hotels war ja derjenige des Hauses, in dem außer seiner geliebten Deska Orensteins logiert hatten! Und auch die Chiffre auf dem Schildchen ließ keinen Zweifel mehr bestehen, das „G. W." — was hieß es anders als „Gabriele Wiesenburg"?!

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Oh, was hatte er da angerichtet! Wenn er diesen Koffer der Frau von Orenstein hatte, dann hatte sie ohne alle Frage den seinigen — seinen Koffer! Er wußte nicht genau, was der enthielt, aber das eine glaubte er mit Todessicherheit zu wissen, daß der Inhalt genügen mußte, um ihn schmählich zu entlarven!

Seine fein eingefädelte Kriegslist, sein kecker Husarenstücklein mußte durch den vertauschten Koffer ans Licht kommen! Herr oder Frau Orenstein würden ihn öffnen — wahrscheinlich war er nicht einmal verschlossen, wie dieser hier, sondern er hatte ihn nur — wie das seine leichtsinnige Art war — zuschnappen lassen. Vielleicht waren Bücher von ihm darin, die seinen Namen trugen. Taschentücher wohl oder dergleichen. Sicher war nur das eine, daß der Oberstleutnant jetzt hinter seine Lüge gekommen sein und das frivole Spiel gemerkt haben mußte, das er so dreist unter der Maske eines gewissen Mister Eyre aus Sevenoaks sich zu spielen unternommen hatte. Und die Folgen mußten furchtbare sein! Was ihn selbst anging, das fiel dabei noch nicht einmal so ins Gewicht — obwohl es gewiß für ihn nichts Unangenehmeres geben konnte, wie als der Mann dazustehen, welcher das Vertrauen seines eigenen Kommandeurs mißbraucht hatte. Nein, die schrecklichen Folgen der Entdeckung würden auch auf Deska fallen! Auf seine unschuldige Deska!

Man würde sie für die Mitwisserin halten, auf ihr armes Haupt die Schuld laden — kurz und gut, diese Bedauernswerte hatte sicherlich die ganze Sache zunächst ausbaden müssen. Zum Verzweifeln war das! Am liebsten hätte er den Unglückskoffer genommen und hätte ihn in hohem Bogen zum Kupeefenster hinausgeworfen. Aber erstens hätte das wenig geholfen — denn der Kronzeuge seines Tuns war ja der andere Koffer — und zweitens durfte er sich nicht an fremdem Eigentum vergreifen. Er mußte diesen Koffer nehmen und als reuiger Sünder damit vor die gestrenge Gattin seines Kommandeurs treten — wenn nicht ein Wunder geschähe. Aber es geschehen leider keine Wunder mehr. —

Auf einmal schrie er auf. Das Schloß des fremden Koffers, an dem er noch mechanisch mit seinen Fingern sich zu schaffen gemacht hatte, war aufgesprungen. Vor Egons Augen zeigte sich eine verblichene Samtkassette. Und blitzschnell durchfuhr ihn der Gedanke . . . diese Kassette enthält den Brillantenschmuck!

Mit zitternden Händen nestelte er an dem winzigen Schloß, das sofort nachgab — und nun sah er die ganze Größe des Unheils, das er angerichtet hatte: er hatte richtig vermutet. Was vor ihm auf dem Polster der Kassette schimmerte und gleißte, waren die in Dukatengold gefaßten Edelsteine der Frau von Orenstein!

Eine unbehaglichere Stimmung, wie in diesem Augenblick, hatte noch niemals auf Oberstleutnant von Höckst gelastet. Schlimmer hätte ihm, sagte er sich, das Schicksal wahrlich nicht mitspielen können. Was nun beginnen?

Schnell, wie er die Kassette aufgemacht hatte, schloß er sie wieder, und ebenso den Koffer. Dann entfuhr ein Soldatenfluch seinen Lippen, wie er ihn herzhafter noch nie in seinen Leutnantstagen ausgestoßen hatte. Aber das Wettern half hier nichts, hier mußte gehandelt werden. Schon hatte der Zug die Station Bitterfeld passiert. Einen Augenblick dachte er daran, sich den Zugführer zu holen und ihm das Malheur zu entdecken, aber bald verwarf er den Gedanken wieder. Auch an die Bahnpolizei dachte er. Vielleicht war das das Richtigste. Aber auch hiervon glaubte er absehen zu müssen. Er grübelte nach einer Lösung, die ihn aus der Zwickmühle herausbringen konnte. Wie der Ertrinkende an den Strohhalm, klammerte er sich noch immer an die Hoffnung, daß es ihm noch möglich sein möchte, den wertvollen Koffer der richtigen Adresse zuzuführen, ohne daß das Wie und Wann und sein Name in die heillose Geschichte verwickelt würde. Aber wie?

Und auf einmal schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wie war das doch gleich? In Berlin kannte er ja noch aus der jahrsparade oder zufällig Unter den Linden wiedergetroffen hatte, einen Polizeileutnant. Blume oder von Blum oder wie der Mann hieß. Das war ein Reserveoffizier, den er vor Jahren als Tischnachbar bei einer Regimentsfestlichkeit gehabt hatte. Anfangs hatte er sich über den Platz neben dem ihm völlig Fremden geärgert, aber bald waren sie ins Gespräch gekommen und da hatte sich gezeigt, daß dieser Polizeioffizier ein liebenswürdiger und außergewöhnlich interessanter Erzähler gewesen war. Egon hatte sich stets gefreut, wenn er ihn später einmal bei der Frühjahrsparade oder zufällig Unter den Linden wiedergetroffen hatte, bis er dann, wie aus seinem Gesichtsfeld, allmählich auch seinem Gedankenkreis entrückt war.

Aber heute kam ihm die alte Bekanntschaft wie gerufen. Ja, so wollte er's machen. Er mußte sofort diesen Blum ausfindig machen und ihm haarklein die ganze Geschichte erzählen, und wenn der Mann findig war, dann ließ sich gewiß ein Ausweg finden.

Der Zug donnerte schon über die Weichen der Berliner Vororte. Dort lagen die Villen von Lichterfelde, jetzt kam Steglitz mit seinen Häuserfronten, und nun ging's schon unter der Friedenauer Brücke durch. Auf dem Seitengang des Durchgangswagens drängten sich bereits die ungeduldigen Reisenden, und so machte auch Egon sich fertig.

Wenige Minuten später fuhr der Zug in die Halle des Anhalter Bahnhofs. Egon winkte einem Träger. Als er die Sperre passierte, kam es ihm vor, als fixierte ein Herr in Zivil augenfällig erst ihn und dann den Mann mit seinem Gepäck. Aber dann sah er gleichgültig weiter. Egon war mit seiner hohen Figur und seinem Gang zu sehr der Typus des preußischen Offiziers, als daß nicht jedes geübte Auge es sofort hätte sehen müssen. Das erlebte Egon von Höckst nicht zum erstenmal; ohne daß er es wollte, oder ohne daß es ihm lieb gewesen wäre, passierte es ihm immer wieder. Er konnte seine Haltung nicht verleugnen.

Gegenüber dem Bahnhof befand sich das ihm wohlbekannte Excelsior-Hotel. Er winkte dem Gepäckträger und sah hier erst das Adreßbuch ein, er stellte mit sichtlicher Erleichterung fest, daß der ihm bekannte Polizeioffizier noch in Berlin wohnte. An diese Adresse dirigierte er das Auto.

Vorher hatte er jedoch noch Gelegenheit, zu sehen, welch Unheil er angerichtet hate. Dicht vor dem Hotel erhob sich eine Litfaßsäule, und die Menge drängte sich gerade um ein neu angeheftetes Plakat. Es war in jenem grellen Rot gehalten, wie es die öffentlichen Steckbriefe an den Anschlagsäulen zu zeigen pflegen, und in fetten, schwarzen Lettern stand groß darüber:

1000 Mark Belohnung!

Egon warf wie zufällig einen Blick darauf und verfärbte sich. „Ah," hörte er gerade einen der Davorstehenden sagen, „det sinn die Brillianten, wo se der Jräfin in Sankt Moritz jestaut hamm." „Det Aaas möcht ick erwischen un denn die tausend Emmchen schlucken", sagte eine zweite Stimme. „Hier steht's ja, det der Räuber sich mittemang von Berlin uffhält. Suchen wa n!"

„Fahren Sie los!" rief Egon dem Chauffeur zu. Die Worte „Aas" und „Räuber" klangen ihm in den Ohren.

(Fortsetzung folgt.)

Als ich wiederkam . . .

Zur Rückkehr unserer Kriegsgefangenen.

In diesen Tagen soll mit den ersten Rücktransporten unserer Kriegsgefangenen endlich begonnen werden. Wochenlang werden wieder lange Züge tagelang, nächtelang ihr langsam dröhnendes Rollen über die Schienen tragen — der deutschen Heimat zu. Das, was sie herantragen, ist kostbarstes leibliches Gut, das in Schlachten für uns geblutet hat, in der Hoffnung, uns doch noch den Sieg zu erringen, das, nach dem abgeschlossenen Waffenstillstand, monatelang auf das eine Wort Frieden geharrt hat. Aber was war da zwischen all dem Harren der einzelnen Tage!

Immer sich widersprechende Gerüchte aus der Heimat. Immer wieder das Aufflackern revolutionärer Leidenschaft. Brudermord. Bisweilen schien es, als solle die Rückkehr in die Heimat, zur Frau, zu den Kindern nur noch Erfüllung im tröstenden Traume finden. Das Leben — ach, es verdiente kaum noch das Wort! — vielleicht würde es nichts als ein elendes Sklavendasein bleiben sollen. Abtransport in die zerstörten Städte und Dörfer, zu den Aufräumungsarbeiten. Abtransport auf die ehemaligen Schlachtfelder, wo man einmal ehrenvoll blutete, wo man jetzt Schimpf und gar Schläge für die niederdrückende Arbeit erhält. Warum? Weil man einmal an seine gute Sache, an sein heiliges Recht glaubte und seine Pflicht tat!

Als ich wiederkam. . . . Eisenbahnerstreik in Frankfurt am Main, den wichtigsten Knotenpunkt der Rücktransporte. Brüder! Ihr in Uneinigkeit Zerrissene, die ihr gegeneinander hadert, weil der eine noch mehr als der andere verdienen möchte, anstatt überhaupt froh zu sein, gesunde Glieder zu haben, arbeiten zu können! Brüder, welch böser Geist ist in euch gefahren! Ihr wißt nicht, was Not und Elend ist. Da müßt ihr die bestrafen, die jetzt aus der Gefangenschaft zurückkehren, die noch jahrelang mit dem unsichtbaren Stempel dieses Schicksals auf der Stirn herumlaufen werden und nicht wissen, wie sie sich von diesem Schimpf reinigen können.

Einziger Trost: Erinnerung an die Tage, als ich Abschied nahm . . . ., da war irgendein Großes in uns. Die Augen leuchteten. Das Herz hämmerte in dem einen Rhythmus: Dir, Vaterland! Der Abschied schien das Allerleichteste zu sein. Ein Händedruck. Ein Kuß mit der festen Zuversicht: wir sehen uns wieder, ich trete für euch ein. Wenn es dann hernach für viele doch kein Wiedersehen gab, so fand man sich in diesem Schmerz, in dieses Opfer, einfach weil es uns notwendig erschien. Für unsere Rettung. Damals, damals. Und heute? Nein, man darf keine Vergleiche ziehen. Sonst könnte man wirklich verzweifeln. Aber man darf im Augenblick nicht zu der tatsächlichen Niederlage noch die andere, viel schwerer wiegende, die geistige fügen. Wenn ihr, liebe Kriegsgefangene, die ihr jetzt zurückkehrt, eure Gedanken erst wieder zusammen habt, nachdem sich die Gefühle eurer Herzen beschwichtigt haben, so muß auch euer ganzes Trachten nur der Auferstehung gelten.

Keine Not ist so groß, daß sie nicht überwunden werden könnte, wenn ihr nur Vertrauen zu der Stärke eurer Herzen habt. Klagt nicht mehr, denn wir wissen von der Schwere dessen, was hinter euch liegt. Es muß ganz hinter euch liegen, als böser, böser Traum. Ihr kommt zurück in den deutschen Sommer. Ihr findet das Land arm, aber nicht verwüstet. Alle Möglichkeiten der Ernte sind gegeben. Arbeit, Arbeit! — schreit die Scholle auf. Reife, Reifel — jauchzen die Felder.' Friede, Friede! — flüstern die deutschen Wälder. Und überall findet ihr die Liebe, wenn ihr nur sucher. Bleibt nicht im Stacheldraht kleinlichen Bruderhasses hängen. Schiebt ihn mit ruhiger Hand zur Seite. Denkt an das Wort: Als ich Abschied nahm . . . nur für den Tag, da euer Vaterland wieder größer und schöner geworden ist, als es euch jetzt erscheinen mag, erscheinen muß.

Das Gedächtnis der Sage.

Von Professor Dr. Eduard Heyck.

(Nachdruck verboten.)

Die Schrift entlastet des Menschen ursprüngliche Erinnerungskraft und zerstört sie. Schon die Lebensspanne des einzelnen Beobachters reicht zu der Erkenntnis hin, wie das Schülergedächtnis durch die pädagogische Vielindustrie verludert. „Was hast du zu morgen für Arbeiten auf?" — „Ich will mal nachsehen." Im Aufschreibebuch, das er erst aufpacken muß. — In seinem Cäsar (Bell. gall. VI, 14) liest der Tertianer, daß in Gallien die Druiden gegen die zwar bekannte Schrift das Bedenken hatten, sie schwäche die Erinnerung.

Seit es die Kirchenbücher und Standesregister übernommen haben, wissen die wenigsten, woher ihr Großvater stammte. Als man zur Zeit des hohen Mittelalters begann, im bäuerlichen Island, die Sagas, d. h. die mündlichen Ueberlieferungen (nicht „Sagen") aufzuschreiben, wußten die Talgemeinden und Familien die genauen Stammbäume, Landnamen und Besitzveränderungen; über drei, vier Jahrhunderte rückwärts erzählten sie von den Männern und Frauen, worin sie ausgezeichnet waren, und wie sie in besonderen Erlebnissen, Kämpfen und Rechtsfehden, Fragen der Ehre und der Klugheit sich verhalten hatten. Selbst die Wikingerzeit ihrer alten Ahnen, als diese noch von den Fjorden der norwegischen Altheimat auf Seegewinn fuhren, wird anschaulich-biographisch wanderroll geschildert. Hunderte von Epen, nicht ohne die Saga-Arbeit der Sichtung und plastischen Rundung, drängen sich auf dem Raum einer Bevölkerung, die soviel Seelen, wie heute eine Kleinstadt zählt.

In älteren deutsch-mittelalterlichen Privaturkunden fällt der anscheinende Widersinn auf, daß die einzelnen Rechtsformeln ausgeschrieben dastehen, dagegen des öfteren der Schenker und Empfänger des Grundstücks oder der Käufer und Verkäufer desgleichen die Zeugen am Schluß nur mit den Anfangsbuchstaben (der Vornamen) bezeichnet sind. Dafür brauchte man kein Ausschreiben. Im Wissen der Umwohner vererbte geschlechterlang, wer sie gewesen waren. Die Urkunde ist ein formaler Bestandteil der sichtbaren Uebereignung; das Pergament tritt als greifbares neues Sinnbild neben die Scholle oder Rasensode, die vom Boden aufgenommen und rechtsförmlich übergeben wird.

Wolfram von Eschenbach, der ohne zu lesen und zu schreiben in seinem „Parsival" und „Willehalm" weitschichtige französische Vorlagen übertragend umdichtet, oder die griechischen Alben, die wandernden Sänger mit der Ilias und Odyssee, die sie mühelos im Kopf hatten, erstaunten uns wenig angesichts der älteren Brahmanen, die die indischen Gebetriten und Hymnen auswendig genau beherrschten, wenn die Veden über hunderttausend Zeilen ausmachen. Der Aufstieg dieser volkslenkenden Kaste aus dem Beruf der einfachen Beschwörer und Weiskundigen (die Medizinmänner der Naturvölker, die Barden als Geneologen und Sänger der keltischen Clane, germanische Skalden usw. sind alle gleichen Ursprungs) hängt aber auch mit dieser monopolisierenden Gewaltleistung zusammen. Die Druiden sind ein gemächtlicheres Gegenstück der Brahmanen.

Bewunderungswürdig und für die Beachtung wichtiger als die Gedächtniszüchtung in solchen Berufsständen ist aber auch, wie sich das dauerhafte Erinnern in den Völkern selber, erstlich allgemein und zweitens örtlich, über „unglaubliche" Zeiträume weiter vererbt. Daß in fernsten Frühzeiten der Mann das Weib, welches bis dahin sich selbst und seine Kinder verteidigte, und wieder sich auch den Unterhalt erjagte, an seinen „Herd" und ins Gebot gewöhnte, daß er ihr ein gestrenges: Die Waffen nieder! auferlegte und dies durch Maßregeln aller Art gehütet hat, wozu auch gehörte, daß er trotz seinem Herrentum allein der Verfertiger der Waffen und der kundige Schmied blieb, ja daß vielfach der weibliche Teil auf alleinige Pflanzenkost gesetzt ward, — dieser gleichartige Vorgang der allmenschlichen Geschichte wird in allen Erdteilen ähnlich gleichartig überdauert von der sagenumrankten Erinnerung an die frei schweifenden Jägerinnen, die griechischen Atalanten, wozu auch noch Protris und andere Gestalten gehören, die den schätternden Speer, den Wurfstein gewaltig schleudernde Brünhild und die kriegerisch kämpfenden Amazonen. Und durchweg wird dieses Gedächtnis in seinem Ursprung bestätigt und erhält erst Wert durch den herrischen Männertrotz und die Eheſucht, die sich bald als dianische Jungfräulichkeit, bald als amazonisch wechselvolle Liebeslaune mit diesen wehrtüchtigen Jägerinnen verbindet.

Oder ein anderes Beispiel. Wenn das älteste gebotene Kleid der Frau — Schutzkleidung oder Schmuckgutaten sind nicht das gleiche — der ihr vom Mann als dem Inhaber gegebene, besitzanzeigende Schutz war und eine entsprechend alte ethnographische Anschauung die Wegnahme des Schutzes mit der Auflage der Ehe, ihrer sichtbaren Einfältigkeit in Schadelbezeihung stellte, so weiß auch noch hiervon in unserem Mittelalter das schöne Griseldismärchen. Indem der Markgraf, um seine Gemahlin auf die Probe zu stellen, ihr die Ehe aufkündigt, läßt er sie ohne Kleider, die sie „vor allen Herren" ablun muß, von seinem Hofe gehen. Das ist keine besondere Roheit, die ein Bearbeiter hineingebracht hat, sondern von Anfang an Bestandteil der Sagenbildung entspringt es aus jener altertümlichen Gedächtnistreue. Die scheinbare Verstoßung der eifersüchtig geliebten Frau verlangt auch diese äußentliche Folgerichtigkeit.

Es gibt noch zahlreiche, durch keine Jahrzehntausende zermürbte Erinnerungsfäden, die so von den Anfängen des sittlich und rechtlich geordneten Zustands bis nahe an die Gegenwart führen, — wo dann Paul Heyses ironisches leises Wort in seine Wirkung tritt: es wird doch alles vergessen. Die allvermittelnde Schrift triumphiert zuletzt in der „Aktualität", die dreimal täglich telegraphisch sich erneuert und ebenso oft sich selbst verschlingt.

Je schriftärmer, denkender die Völker leben, desto stärker wahren sie Erinnerung, Ueberlieferung, bedingende und beanspruchende Geschichtlichkeit. So fordern Teile der Heruler nach Jahrhunderten ihre Wiederaufnahme im gotischen Schweden, von wo das Volk einst ausgezogen ist. Die Vandalen, als sie schon lange in Afrika wohnen, haben noch wohlbewußt in Westungarn die Aldergebiete liegen, die sie sich wiederzunehmen vorbehielten, falls sie zurückkehren sollten. Das achten auch die nach ihnen gekommenen Besiedler.

Solche örtliche Kunde wird von Bevölkerungswechseln nicht zerstört, sondern weitergegeben, wie auch die Flußnamen, Bergnamen und die von Vorbewohnern herrührenden Sagen. Unsern Schwerin bei Pechtatel erheben sich drei nachbarliche Kegelgräber aus der älteren Bronzezeit. Bei dem einen, dem Rummelsberg, drehte sich immer die Sage um einen im Hügel verborgenen Kessel. Wie nun die Anekdote, so ist auch die Sage anpaßlich. Ihr Beiwerk wird stets modernisiert, das braucht sie zur Selbsterhaltung; dauerhaft ist nur der Kern, weswegen sie erzählt wird. In den älteren Erzählungen von Rummelsberg halten die Unterirdischen Trunk und Schmaus bei dem großen Kessel, der im Berg ist; in den aufgeklärten, jüngeren Versionen leihen sie sich den Brandkessel des Bauers Zierke. Aber der Kessel ist die Hauptsache. — Die Hügel waren seit ihrer Aufschüttung nie berührt worden, auch nicht von Schatzsuchern. Als vor geraumen Jahrzehnten der berühmte mecklenburger alte Handelshistoriker Lisch sie aufgrub, fand sich im Rummelsberg tatsächlich eine ganz ungewöhnliche Anordnung: ein mächtiger, aus Urnenton geformter Kessel zwischen zwei aufgerichteten Altären oder Tischen. Wer immer zirka um 1600 vor Christi die Urheber dieser Hügel waren — bis in die Jahrhunderte nach Christi Geburt wohnten hier Germanen, dann rückten Slawen, die Wenden ins Land, und diese wieder wurden seit Heinrich dem Löwen von niederdeutscher Germanisation verdrängt. Ganze Völkerstämme schwinden hin, aber eine mündliche Kunde überlebt sie einen nach dem andern.

Auch die Sage ist Quelle. Nur wird allermeist aus ihr nicht der Kessel, sondern der Bauer Zierke als das genau Glaubwürdige herausgeknobelt.

Bunte Zeitung.

Der Film bei den verschiedenen Völkern. Ein interessantes Urteil über den Wert des Films in den verschiedenen Ländern wird im Stockholmer „Aftonbladet" gegeben: An-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190806026/fragment/page=0002